

vielen dank für das interesse an
dieser story. Ich hoffe, sie werden nicht
enttäuscht. Falls ihnen die geschichte gefallen
sollte, steht es ihnen frei, sich in mein
gästebuch einzutragen ;-)
Viel spaß beim lesen.

www.pfey.de

copyright by peter fey.

jegliche weiterverwendung,
egal auf welche weise und zu
welchem zweck, ist ohne
ausdrückliche genehmigung
des urhebers - sorry - strikt untersagt.

Die Hunde von Playa del Inglés (Charlie)

Es war ganz einfach, die Pistole zu beschaffen. Viel einfacher, als mir jemals in den Sinn gekommen wäre. Aber das ist schon fast eine Geschichte für sich.

„Juan“, hatte ich gesagt, „Juan, ich brauche eine Pistole.“

Juan hatte gelacht. „Eine Pistole willst Du, eine richtige Pistole. Eine Pistole, mit der man jemanden töten kann? Boris, Du bist verrückt!“

„Ja“, hatte ich gesagt, „Juan, du hast Recht, ich bin verrückt, aber ich will sie haben. Eine Pistole. Eine richtige Pistole. Eine, mit der man jemanden töten kann.“

Ich war ein bißchen betrunken, und auch Juan war ein bißchen betrunken. Wir lachten, schlugen uns gegenseitig auf die Schulter und tranken noch mehr Sangria. Die Karaffe war schon fast wieder leer, und Juan rief seine Frau: „Maria, bring‘ uns noch Sangria.“

Am Tag darauf, einem Sonntag, fuhren wir zu dritt nach Las Palmas. Juan, Maria und ich. Die Corrida war ein einziges Trauerspiel. Aber Juan hatte mich gewarnt: „Eine Novillada, Anfänger, du verstehst?“ Ich hätte auf ihn hören sollen. Nach dem zweiten Stierkampf waren wir schließlich gegangen. Die Frau neben mir, eine deutsche Touristin, hatte mich ohnehin gewaltig genervt, ihr Schluchzen war mir echt auf den Wecker gegangen. Nun gut, dem Bullen erst beim dritten Versuch den entscheidenden Stich zu versetzen, war gewiß keine Meisterleistung. Aber der Novillero hatte Mut gezeigt, war stets sehr nahe am Stier gewesen, hatte ein paar wirklich schöne Sachen mit seiner Capa gemacht. Und schließlich hatte niemand sie gezwungen, sich dieses Schauspiel anzusehn.

Juan war das ganze ziemlich peinlich gewesen. „Du magst Stierkampf?“ fragte er mich. Und ich sagte: Ja, Juan, ich mag Stierkampf.“ Und wir sprachen über Paco Camino, El Cordobez, Antonio Ordonez. Ihn hatte ich zuletzt in Ronda gesehn. In Andalusien. Orson Welles - Gott hab‘ ihn selig - hatte damals ein paar Meter vor mir an der Barrera gestanden. Es war ein großartiger Kampf gewesen. Trotzdem hatte auch in Ronda eine schluchzende deutsche Frau an meiner Seite gesessen. Renate - wir waren damals noch nicht verheiratet, heute sind wir längst geschieden.

Am Montag hielt ich die Waffe in Händen. Verpackt in braunes Ölpapier. Eine Walther PPK. 15 Zentimeter bläulich schimmernder Stahl. Staunend schaute ich die Pistole an. Und Juan saß mir gegenüber, schweigend wie so oft, bis er dann sagte: „Sei vorsichtig damit, sie ist geladen.“ Dann fiel er zurück in sein Schweigen, und auch ich schwieg, und ich dachte an Georg.

Die letzten zehn Jahre hatte ich im Gefängnis verbracht. Fast ein Drittel meines bisherigen Lebens. Hinter Gittern für ein Verbrechen, das ich nicht begangen hatte. Denn es war Georg gewesen, der Eva getötet hatte. Sie selbst hatte es mir noch sagen können, ehe sie endgültig starb. Mit eingeschlagenem Schädel, neben dem blutverschmierten Kopf die Tatwaffe, ein schwerer silberner Kerzenleuchter, auf dem man später meine Fingerabdrücke fand.

Kurz darauf war die Polizei eingetroffen, hatte mich festgenommen: ein anonymes Anruf auf der Wache, jemand hatte einen vermeintlichen Einbruch gemeldet. Ja, Georg war schon ein schlauer Fuchs, das mußte man ihm lassen. Und der Mord an seiner Frau hatte ihn zu einem reichen Mann gemacht.

Der Prozeß damals war die reinste Farce gewesen, mein Verteidiger eine absolute Nieme. Vielleicht sollte ich lieber ihn erschießen. Doch was soll's? Der Typ hatte sichtlich mitgelitten, als das Urteil verkündet wurde: Zehn Jahre Haft wegen Totschlags. Der Angeklagte habe seine Geliebte im Streit getötet, nachdem sie ihm offenbart hatte, das Verhältnis beenden zu wollen. Als besonders erschwerend für die Tat käme hinzu, daß der Angeklagte mindestens dreimal mit dem Kerzenleuchter zugeschlagen habe.

Nach all den Jahren hatte ich Georg nun zufällig wiedergesehen. Hier, in Playa del Inglés, auf dieser langen häßlichen Strandpromenade, wo sich ein Restaurant an das andere reihte und an den Tischen draußen mehr Schweinshaxe mit Sauerkraut als Paella gegessen wurde. Ich hatte ihn sofort erkannt, diesen bebrillten Fettkloß, der tatsächlich noch fetter war, als ihn in Erinnerung hatte. Glatzköpfig und schwitzend saß er da auf seinem breiten Arsch, schaufelte Pommes in sich rein, als hätte er seit Tagen nichts mehr zwischen die Zähne gekriegt.

Einen Moment lang war ich versucht, die paar Schritte zu ihm hinzugehen, „hallo Georg“ zu sagen, „wie geht's denn so, alter Freund?“ und ihm den Teller mit den Pommes dann höchstpersönlich in die feiste Fresse zu rammen. Doch ich sagte mir, „halt an dich, Boris, das bringt doch nichts, du handelst dir damit nur Ärger ein.“ So war ich dann einfach weitergegangen. Weiter auf dieser scheußlichen Promenade an diesem glühend heißen kanarischen Sommertag. Und ich war wirklich bester Laune, denn ich hatte mich entschlossen, Georg zu töten.

Ich ging dann noch ein Runde schwimmen, machte einen langen Spaziergang am Strand, bis fast hinauf nach Maspalomas. Vorbei an diesen Wahnsinnsdünen, in den man nur selten Menschen sah, jedenfalls an Tagen wie diesen, wo kein Windhauch die Luft bewegte und die Sonne ihre erbarmungslos sengenden aus einem knallblauen Himmel schickte.

Auf dem Rückweg war plötzlich der Hund aufgetaucht. Langsam, vorsichtig witternd, kam er aus den Dünen hervor. Eine rüdig Töle mit verfilztem schmutzigbrauen Fell. Es gab viele dieser Hunde auf Gran Canaria, auch in Playa del Inglés. Überall streunten sie herum. Getretene Kreaturen, die meisten halb verhungert. Nirgendwo zuvor hatte ich jemals so viele Hunde gesehn. Und nicht einen einzigen in den Dünen zwischen Playa del Inglés und Maspalomas.

Ich nannte ihn Charlie, und das schien ihm zu gefallen.

„He, Charlie“, rief ich in die Dünen. Und er kam tatsächlich, und irgendwie sah er gar nicht mehr so rüdig aus, und auch nicht halb verhungert, und in seinen Augen schien so ein seltsames Feuer zu liegen. Aber wie gesagt: Es war sehr heiß an diesem Tag, und da kann es schon vorkommen, daß einem die Sinne durcheinander geraten. Sie wissen vielleicht, was ich meine. Jedenfalls kann Charlie unmöglich wie ein Wolf ausgesehen haben, auch wenn es mir plötzlich so vorkam.

Wir unterhielten uns sehr angeregt auf dem Rückweg nach Playa. Nun ja, nicht wirklich, denn Hunde können natürlich nicht sprechen. Aber Charlie schien mir zumindest zuzuhören, während er neben mir her trabte, als kennten wir uns schon ewig. Manchmal schaute er zu mir hoch, ließ ein heiseres Bellen hören. Als ich von Georg erzählte, schien dieses Bellen ein wenig schärfer zu werden. Doch man kann sich viel einbilden, wenn einem die Sommersonne der Kanaren auf den Schädel knallt und nicht der leiseste Windhauch die vor Hitze flirrende Luft zum Tanzen bringt.

Am „End of the world“, kurz vor Playa del Inglés, kaufte ich zwei Hamburger. Einen für Charlie, einen für mich. Dann trennten wir uns. Charlie verschwand in den Dünen und ich in dieser unsäglichen Betonwüste seelenloser Touristensilos.

Ich schlief gut in dieser Nacht, tief und traumlos. Zum Frühstück hatte ich Rührei mit Schinken, dazu drei Scheiben dick gebutterten Toast. Der Kaffee war ausnahmsweise mal wirklich heiß. Und die Sonne schien. Und der Himmel war auch heute noch wolkenlos blau. Und ich besuchte Juan und sagte: „Juan, ich brauche eine Pistole“. Aber diesen Teil der Geschichte kennen Sie ja schon.

Ich hatte also die Pistole, war fest entschlossen, das zu tun, weshalb man mich damals verurteilt hatte. Ich würde einen Menschen töten, diesmal wirklich, und ich war mir sicher, niemals ein schlechtes Gewissen deshalb zu haben. Oder haben Sie schon mal schlaflose Nächte verbracht, nur weil sie mit der Morgenzeitung eine fette häßliche Schmeißfliege an die Wand geklatscht hatten? Ganz sicher nicht. Aber gut, auch da mag es Ausnahmen geben. Mir jedenfalls würde es ein Mordsvergnügen sein, dieser Schmeißfliege namens Georg den Garaus zu machen, ihm eine Ladung Blei in den Wanst zu pumpen.

Die Strandpromenade von Playa del Inglés wurde zur zweiten Heimat für mich. Ich wechselte die Lokale, aß die verschiedenen Speisekarten rauf und runter, trank Sangria, bis er mir zu den Ohren rauskam. Ab und zu kam Charlie vorbei, holte sich einen Leckerbissen,

„He, Charlie“, sagte ich dann, „schön, dich zu sehen, Kumpel“. Und ich meinte das ehrlich, und wenn es ein Steak war, das ich gerade aß, gab ich Charlie ein besonders schönes Stück davon, blutig und nach Möglichkeit ohne Sehnen. Zufrieden schmatzend lag er dann zu meinen Füßen, und ich strich ihm über's rüudige Fell, das sich wie plötzlich Seide anfühlte, und er sah mich an mit diesem seltsamen Feuer in den Augen. Aber auch das mag Einbildung gewesen sein, denn wie gesagt: ich trank eine Menge Sangria in diesen Tagen, und auch abends ist es manchmal noch ziemlich heiß in Playa del Inglés.

Es war ein Mittwoch, als das Warten sein Ende nahm. Oder war es Donnerstag? Ich weiß es echt nicht mehr genau. Ich weiß nur noch, daß es ein Tag war, den ich ganz bestimmt nie vergessen werde. Es war der Tag, an dem Georg sterben mußte. Einfach deshalb, weil ich seinen Tod beschlossen hatte. Die Pistole in meiner Jackentasche brannte förmlich. Sie war geladen, entsichert, der Abzug schien zu zittern vor ungeduldiger Spannung. Eine Pistole kurz vor dem befreienden Orgasmus. Ein ziemlich perverser Vergleich, meinen Sie? O.k., aber genau so habe ich damals empfunden. Als ich Georg da plötzlich sitzen sah auf seinem fetten Arsch, ihn sah, wie er mit fetten Fingern fette Pommes zwischen fetttriefende Lippen schob. Georg stopfte überhaupt eine Menge Zeug sich rein. Nach den Pommes mit Mayo ein Porterhouse-Steak mit noch mehr pommes. Das halbe Hähnchen danach – mit Pommes natürlich – verspeiste er in nullmmanichts. Georg fraß und fraß, und er sah die Hunde nicht. Zwei, drei zunächst. Dann wurden es mehr, sie tauchten ganz plötzlich aus dem einbrechenden Dunkel auf. Saßen da und starrten auf dieses fressende Monstrum. Und währenddessen kam ein böser Wind auf, der an den Sonnenschirmen zerrte.

Der Schirocco, hieß es später. Der heiße Wüstenwind aus Afrika. Meist käme er ganz überraschend, blase Wolken von Sand über die Insel, gewaltige Wolken, die, von Sturm gepeitscht, den Tag ins Meer der Finsternis trieben. Hört sich ganz poetisch an, was? Aber so haben die Leute tatsächlich geredet hinterher. Und die Hunde? Was ist mit ihnen?

Ich weiß noch, wie ich da saß in dieser plötzlichen Dunkelheit. Wie mir der Schirocco den Sand um die Ohren fegte, Georg noch immer am fressen war und plötzlich das Licht ausfiel. Die Kellner trugen es mit Fassung, für sie schien das wirklich nichts Ungewöhnliches zu sein. Die Windlichter auf den Tischen gaben der Geschichte schließlich den ganz besonderen touch. Eigentlich fand ich das alles ganz spannend. Besonders die Sache mit den Hunden. Gut ein Dutzend waren es inzwischen. Und wenn mich nicht alles täuschte, wurden es ständig mehr.

Whow, dachte ich. Und das Kopfkino lief. Obendrein brachte der Kellner tatsächlich noch eine Karaffe Sangria. Dabei hatte ich nur kurz mal meine Hand gehoben. Kurzum, es war ein richtig gemütlicher Abend. Schirocco hin, Schirocco her. Und als Charlie dann wieder mal auftauchte, mein vierbeiniger Freund mit dem seidig glänzenden Fell, war mein Glück vollkommen.

„Hey Charlie“, sagte ich.

„Hey Boris“ sagte er. Zumindest sah es so aus, als würde er genau diese Worte sagen, während er mich ansah.

„Tu es, Charlie“, sagte ich dann. Weiß der Teufel, was mich dazu bewogen hat, denn ein Hund ist schließlich ein Hund, auch mit seidig glänzendem Fell und Augen, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte, aber verrückt bin ich trotzdem nicht.

Es muß so gegen 21 Uhr gewesen sein, als Georg starb, und ich hätte wahrhaftig nicht mit ihm tauschen mögen. Die Hunde, so an die zwanzig wohl mittlerweile, fielen wie auf Kommando über ihn her, und mit gelben messerscharfen Zähnen zerfleischten sie ihn bei lebendigem Leib. Sie zerfetzten ihm die Kehle, rissen ihm den fetten Wanst auf, taten sich gütlich an dem, was sie dort fanden, und das war eine ganze Menge. Da flogen halb verdaute Pommies durch die Gegend, ein Stückchen Leber, das fraglos menschlichen Ursprungs war, ein abgebissenes Ohr mit häßlichen schwarzen Borsten darin. Fiel blieb wirklich nicht übrig von Georg.

Ich selbst saß zwei Tische weiter, sah mir das Schlachtfest genüßlich an. Es gibt – Sie werden es nicht glauben - ein Zeitungsfoto von dieser Szene. Nein, nicht von den Hunden, wie sie an Georg, diesem verfressenen Monster, ihren Hunger stillen. Irgendwo hat schließlich alles seine Grenzen. Das Foto zeigt mich. Das Lächeln könnte man – ich gebe es zu – schlichtweg einfältig nennen. In der Bildunterschrift hatte man es mit

„Schockzustand“ beschrieben. Auch Charlie ist auf dem Foto, ziemlich unscharf allerdings. Und weil es ein Schwarzweiß-Foto ist, erkennt man auch nicht, was er da zwischen den Pfoten hält. Man könnte meinen, es sei ein zermanschnittes Kotelett im Rohzustand. Doch selbst in Farbe sieht ein menschliches Herz im Grunde vielleicht gar nicht so viel anders aus. Nicht dann jedenfalls, wenn ein Hund es Ihnen aus dem Leib gerissen hat.

Die Pistole hab' ich später Juan zurückgegeben.

„Du hast sie nicht gebraucht?“ fragte er.

„Nein“, sagte ich. „Die Sache hat sich erledigt.“

„Gut“, sagte Juan. Und er rief seine Frau: „Maria, bring' uns Sangria, wir wollen feiern. Und Maria kam mit dem Sangria. Und wir feierten. Und am nächsten Morgen flog ich zurück nach Deutschland.“

Was aus Charlie geworden ist? Nun, er hatte so seine Probleme während des Fluges. Ihm war schlichtweg kotzübel, als ich ihn in Hamburg aus seinem engen Transportbehälter befreite. Aber Ihnen wäre das wohl nicht anders gegangen. Oder?